BRIGITTE
BLOBEL

Die DUNKLEN WASSER der TRÄGHEIT

Weltbild

Leander war der Augapfel seiner Mutter. Sie hat ihm immer gesagt: «In dir, mein Schatz, steckt etwas ganz Großes. Etwas Wunderbares. Du wirst einmal die Welt mit etwas Einzigartigem beglücken.»
Leider ist sie gestorben, bevor Leander das großartige Werk vollenden konnte. Aber jetzt, nachdem er Jenny geheiratet hat, wird er sich an die Arbeit machen. Im Kopf hat er schon ein paar brillante Ideen. Dafür braucht er natürlich Ruhe. Nur Jenny ist immer so hektisch, ständig soll er etwas für sie tun, mit Fahrrad fahren, mit ihr tanzen gehen oder verreisen. Nie hat er die Muße für seine Arbeit. Er wird Jenny loswerden müssen, denn sie darf dem großen Werk nicht im Wege stehen …

Brigitte Blobel

Die dunklen Wasser der Trägheit

Roman

Weltbild

Die Autorin

Brigitte Blobel wurde 1942 in Hamburg geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie in Ahrensburg (Schleswig-Holstein). Nach dem Abitur studierte sie englische und französische Literatur, Theaterwissenschaften sowie Politik und Zeitungs-Wissenschaften. Sie arbeitete in Frankfurt als Redakteurin für Associated Press und hat zwei Kinder großgezogen. Brigitte Blobel ist in dritter Ehe mit einem Spiegel-Journalisten verheiratet und lebt nach vielen Jahren auf Mallorca jetzt wieder in ihrer Geburtsstadt Hamburg. Neben ihrer Tätigkeit als freie Journalistin und Drehbuchautorin schreibt sie Bücher für Jugendliche und Erwachsene, die bereits mehrfach ausgezeichnet wurden.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München
www.ava-international.de
Copyright der Originalausgabe © 2017 by Brigitte Blobel
Die deutsche Erstausgabe ist 2000 im Rowohlt Verlag erschienen.
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95973-721-0

1. Kapitel

Er rollt den Sessel ans Fenster. Er beugt sich vor, prüft den Blickwinkel, den er von dieser Position aus haben wird. Er ist noch nicht zufrieden. Leander Taubmann ist kein Mensch, den man leicht zufrieden stellt, auch wenn manche das anders sehen. Er richtet sich wieder auf und rollt den Sessel einen halben Meter zurück, dabei beschreibt er eine kleine Kurve und schiebt ihn wieder an das Panoramafenster heran.

Jetzt steht der Sessel in einer Position fünfzig Zentimeter näher am Bücherregal, aber dafür mehr als zwei Meter vom Schreibtisch entfernt.

Leander beugt sich wieder vor, senkt den Kopf bis auf die Höhe der Rückenlehne ab. Wo hat der Sessel ganz genau vorher gestanden?

Schweißperlen bilden sich auf seiner Stirn. Er hat sich heute mehr bewegt als sonst. Sein Körper wehrt sich. Diese Hitze, die in ihm aufsteigt und dann wie ein Feuer unter der Hirnschale brennt, einen Druck auf die Augen ausübt.

Das ist eine Warnung seiner Zellen. Immer, wenn er sich zu viel bewegt, meldet sein persönlicher Sicherheitsservice Alarm. Wie leicht alles aus dem Gleichgewicht gerät, wenn nur ein winziges Detail verändert wird. Wie gefährlich das ist. Er muss aufpassen. Seine Mutter hat ihn immer gewarnt.

Er ist immer noch nicht ganz zufrieden. Er rollt den Sessel (den er noch nicht ausprobiert hat, seit der Polsterer ihn heute Morgen in der Diele abstellte), noch mit knisternder Kunstfolie verpackt, wieder zurück, beschreibt eine kleine Kurve und fährt ans Fenster heran, noch einmal fünfzig Zentimeter näher ans Bücherregal. So.

Er beugt sich vor. Die Schweißtropfen sind unangenehm. Er würde sie so gern mit dem Arm wegwischen, aber er trägt an diesem Tag ein Polohemd, kurzärmelig. Schweißtropfen auf dem nackten Unterarm könnte er noch weniger ertragen als dort auf seiner Stirn.

Er richtet sich ächzend auf. So ist es gut. Der Blick exakt zwischen den beiden Holzpfosten auf den Leuchtturm. Links neben dem linken Holzpfosten noch ein Stück des Reetdaches, das der Nachbar freundlicherweise vor dem Verfall retten konnte. Kein Jahr später, und es wäre verloren gewesen. Leander Taubmann ist dem Immobilienmakler, der ein altes Dorfhaus nach dem anderen an irgendwelche pflastermüden Städter verkauft, zutiefst dankbar.

In der Zeitung hat gestanden, der neue Besitzer will dort seine Oldtimer unterbringen. Leander hat den Bericht sehr sorgfältig gelesen. Veränderungen hasst er.

Oldtimer. Alte Borgwards und Maybachs vielleicht. Autos, die noch rund und sinnlich waren, mit schimmernden Stoßstangen und Kotflügeln wie eine liegende Venus.

Rechts neben dem Holzpfosten leuchtet der Holunder, der jetzt gerade in voller Blüte steht. Leander liebt den Duft von Holunder mit einer verzehrenden Wehmut.

Denn seine Mutter kannte dieses Hollerblütenrezept. Das hatte sie von ihrer Tante Lotti geerbt, die als Kriegskind in der Steiermark gelebt hat. Bei einem Bauern, dem sie als Magd dienen sollte. Der Bauer sei aber sehr nett gewesen, die Bäuerin auch, man habe sie wie ein Kind behandelt, wie ein eigenes Kind, habe die Tante seiner Mutter erzählt,

als kleiner Junge hatte Leander gar nicht genug haben können von den Geschichten. Auch die Kinder haben auf den steiermärkischen Höfen immer viel arbeiten müssen. Morgens um vier Uhr ist die Nacht zu Ende gewesen, da mussten die Kühe gemolken und die Schweineställe ausgemistet werden. Dann erst durfte man eine Schüssel Wasser abholen und die Kernseife aus dem Waschlappen auswickeln. Und sich waschen. Die Geschichte erzählte die Mutter abends, wenn sie Leander unter die lauwarme Dusche stellte.

Tägliche Wäsche immer nur bis zur Taille. Der Rest war einmal in der Woche dran. Im Kuhstall, mitten im Stallgang wurde die Wanne aufgestellt und mit heißem Wasser gefüllt. Zuerst badete der Bauer, dann die Bäuerin, dann sie, die Magd, das angenommene Kind. Danach Vesper. Samstags abends wurde nicht gearbeitet. Da hatte das Kind Gelegenheit, die Kleider zu nähen und die eigene Stube sauber zu halten. Das hatte Leanders Mutter immer für ihn getan. Hingebungsvoll. Leander Taubmann seufzt. Mit dem Geruch der Holunderblüten, diesem Vanille-Orangen-Pfefferminze-Geruch kommt die Kindheit zurück ... Die Stimme seiner Mutter. Wenn sie die Hollerblütendolde in den Bierteig tunkte, der eine ganz gewisse Konsistenz haben musste, um sich um die winzigen Blüten zu schmiegen, erzählte sie von Tante Lottis Kochkünsten. Und dem Kriegssommer 42, in der Steiermark. Bad Aussee habe der Ort geheißen. Jedenfalls sei der Bauernhof in der Nähe gewesen. Am Grundlsee, zwei Stunden Fußmarsch, leicht zu erreichen, habe die Tante gesagt.

Leicht zu erreichen! Zwei Stunden zu Fuß! Die Waden schmerzen schon bei dem Gedanken.

Leander Taubmann legt den Kopf ein wenig schief, kneift die Lider zusammen.

An die neue Farbe des Polsters muss er sich erst gewöhnen. Er hat gewusst, dass er sich an die Farbe erst gewöhnen muss, obgleich er sie ausgesucht hat. Obgleich der Polsterer ihm eine Stoffprobe überlassen hat, die größer war als die Stoffprobe, die er normalerweise für seine Kunden zurechtschneidet.

Leander Taubmann hat dem Polsterer klar gemacht, dass er diesen Auftrag, seinen Arbeitssessel neu zu polstern und zu beziehen, nur vergeben kann, wenn hundertprozentig sicher ist, dass der Sessel danach genau seinen Vorstellungen entspreche. Und den Anforderungen, die er an den Sessel stellt.

«Welche Anforderungen wären das denn, bitte?», hat der Polsterer gefragt.

Leander hätte weit ausholen müssen, um diese Frage zu beantworten. Er hätte anfangen müssen mit der Geschichte, die seine Mutter so gern erzählte. Dass er geweint hat, als sie seinen Laufstall wegräumen wollte. Einen Laufstall aus Holz, vier kleine Holzgatter gleichsam, die mit Scharnieren miteinander verbunden waren. Das obere Handgeläuf etwas stabiler als die Latten, ebenso der Rahmen. Manche Kinder lassen sich gegen das Gitter fallen, rütteln daran, versuchen, es zu überklimmen. Manche Kinder, hat seine Mutter erzählt, reagierten panisch, sobald sie einen Laufstall sähen, und dächten nur daran, wie sie herauskommen könnten. Wie Ziegen, die man auf eine Koppel sperrt. Die wollen auch immer nur raus. Immer nur in die Freiheit. Selbst wenn sie gar nicht wissen, was Freiheit ist. Es gar nicht wissen können. Denn Freiheit, dieser abstrakte Begriff, kann ja nur von Menschen gedacht werden. So nimmt man jedenfalls an.

Leander hat als Kind nicht an Freiheit gedacht, sondern immer nur an Geborgenheit.

Der Laufstall bedeutete Sicherheit und Ruhe in einer widrigen Zeit. Schutz vor dem Chaos. Das Chaos lauerte draußen, jenseits der polierten Kiefernholzgitter. Jenseits des Wohnzimmers, des Flures, der Wohnungstür, des Treppenhauses. Sie wohnten damals im dritten Stock. Kein Aufzug. Wenn seine Mutter ihn in der Karre zum Einkaufen fuhr oder mit ihm zum Arzt gehen musste oder sonstige Besorgungen plante, musste sie ihren kleinen Leander drei Stockwerke nach unten tragen. Unten war der Hausflur gekachelt, dunkelgrün. Die Briefkästen waren aus Metall. Fahrräder lehnten an der Kachelwand.

Im langen Flur, der zum Kellereingang führte, parkten die Kinderwagen und Karren der übrigen Mieter. Es gab viele Kinder in dem Haus, aber Leander kannte sie nicht.

Er spielte nicht mit ihnen. Er spielte überhaupt nicht. Er saß in seinem Laufstall und ruhte in sich. So nannte es seine Mutter. Die fleischigen Beinchen gespreizt, sodass das schwere Bäuchlein genug Platz fand, sich auszubreiten im Schenkeldreieck, die Hände rechts und links abgestützt, den Kopf gegen das Gitter gelehnt, so konnte Leander stundenlang sitzen und lächelnd im Zimmer herumschauen. Seine Mutter beobachten. Wie sie den Staubsauger um den Laufstall herum spazieren führte, wie sie auf die Leiter kletterte, um den Fliegendreck von den Gardinenbrettern zu entfernen. Wie sie auf dem Sofa lag und in einem Buch las. Wie sie manchmal in sich hineinlachte, wenn sie auf eine witzige Stelle in dem Buch gestoßen war ... Seine Mutter las viel. Manchmal las sie ihm vor. Dann war er noch stiller. Dann legte er die Hände in den Schoß und schloss die Augen, damit die Worte, die sie in den Raum sprach und die herumirrten in dem Raum, manchmal hinter den Schrank fielen oder sich unter dem Tisch verkrochen, alle wieder gefunden wurden durch die Kraft seiner Vorstellung, durch die Anstrengung und den festen Willen, den er hatte, diese Worte zu seinen Sklaven zu machen.

Alle Worte, die seine Mutter je an ihn gerichtet hat, alle Sätze, die sie ihm damals aus einem Buch, einer Zeitung oder aus einem Werbeprospekt vorgelesen hat, sind in seinem Kopf. Sein Kopf ist ein großes Archiv, das er sich nicht wie eine moderne Datenbank vorstellt, sondern wie einen Karteikasten, wie das Archiv des Einwohnermeldeamtes, das er einmal mit seiner Mutter besuchte. Als sie umziehen mussten. Aber da war er schon sechs. Da hat seine Mutter beschlossen, dass sie der Schule etwas entgegenkommen müssen. «Denn die Schule, mein Kleiner», hat sie gesagt, «kommt uns nicht entgegen. Das tun Schulen nie.»

Er hat das der Schule immer vorgeworfen, bis zum Abitur, dass sie ihm nie entgegengekommen ist. Nie. Seine Mutter hatte das geahnt. Wenn auch vielleicht nicht in dem ganzen Ausmaß, das er durchleiden musste.

Das Polster des Sessels ist rostrot. Nicht dieses gelbliche Rostrot, das derzeit Mode ist, mehr das bläuliche, schwarze Rostrot, das Rostrot von alten Scharnieren an Gartentüren zum Beispiel, die nie mit einem Rostschutzmittel behandelt wurden und nie einen einzigen Klecks Farbe erfahren haben. Ein Rostrot, das entfernt an die Erde erinnert, in der mallorquinische Orangenbäume wachsen, nur nicht ganz so kräftig, nicht ganz so feurig. Gedeckter. Ein melancholisches Rostrot, das den Gedanken nicht behindert, nicht ablenkt, das den Menschen überhaupt in keiner Weise vom Wesentlichen abhält.

So ein Rostrot hat Leander Taubmann gewählt. Der Stoff ist weich und fein, aber strapazierfähig. Darauf hat Leander Taubmann besonders hingewiesen, dass der Stoff

strapazierfähig sein muss.

«Der Sessel ist wichtig, denn ich muss den größten Teil des Tages in diesem Sessel verbringen», hat er dem Polsterer gesagt. «Ich brauche Geborgenheit. Der Sessel ist mein Koordinatensystem. »

Der hat ihn angeschaut. Hat gelächelt, als verstünde er. «Verstehe. Ich habe auch so einen Lieblingssessel», hat er gesagt, «abends zum Fernsehen. Wenn eines von meinen Kindern oder meine Frau sich da reinsetzen, dann werden sie verscheucht. Das ist mein Sessel, darin habt ihr nichts zu suchen, sag ich dann immer. Sonntags den ‹Tatort› kann ich mir in einem anderen Sessel einfach nicht ansehen. Das gehört für mich zusammen. Fernsehkrimi und der Sessel. Ich versteh genau, was Sie meinen », und hat diesen strapazierfähigen Stoff zärtlich, geradezu liebevoll auf der Lehne ausgelegt.

«Ich sitze in diesem Sessel nicht zum Fernsehen», hat Leander Taubmann streng erwidert. «Ich arbeite, wenn ich dort sitze. Der Sessel ist das Zentrum in meinem Kosmos.» Dass er immer nur von Ignoranten umgeben war!

Der Polsterer, der diesen Auftrag unbedingt brauchte, um eine Auftragslücke zu schließen, hatte eifrig genickt.

«Natürlich! Zum Arbeiten! Selbstverständlich.»

Zwei Wochen hat Leander Taubmann ohne seinen Sessel auskommen müssen. Er möchte an diese Zeit nicht mehr erinnert werden. Es war Agonie. Er hat mehr Zeit in dem Gasthof Zum Kutter verbracht als zuvor.

Sein Haus war nicht sein Haus gewesen in der Zeit, als er auf seinen Sessel verzichten musste, sein Zimmer nicht sein Zimmer. Er konnte nicht arbeiten. Er konnte eigentlich gar nichts tun. Nach dem Tod der Mutter war die Abwesenheit des Sessels im Haus sein zweiter schwerer Verlust. Wenn auch – im Gegensatz zum Verlust der Mutter – nur ein Verlust auf Zeit. Aber das tröstete ihn in den Tagen wenig.

Beim Aufwachen hat er schon daran denken müssen, dass der Sessel fehlt. Das hat das Aufstehen erschwert, beinahe unmöglich gemacht. Er ist noch länger im Bett geblieben als üblich. Er hatte keine Motivation, keinen Antrieb. Die Morgenzeitung hat er noch im Bett gelesen.

Aber gegen halb elf ist er dann doch aufgestanden, weil man im Kutter nur bis elf Uhr das Kutterfrühstück bestellen kann. Selbst er, obwohl er Stammgast ist. Obwohl er seit zwei Jahren, exakt seit er in dieses Dorf an der Elbe gezogen ist, im Kutter das Kutterfrühstück einnimmt. Sie könnten es für ihn vorbereiten und nur warm stellen, einmal in die Mikrowelle schieben, wenn sie sehen, dass er sein Haus verlässt und über die Straße kommt. Sie können ja fast bis zu seiner Haustür sehen. Wenn sie wollen.

Jenny sagt: «Das Kutterfrühstück ist unsere Spezialität. Das Besondere daran ist, dass jedes Frühstück frisch zubereitet wird. Das kann man nicht in die Mikrowelle schieben. Die Krabben müssen doch kalt sein.»

Natürlich. Daran hätte er denken können. Die Krabben, die sich zwischen gerührtem Ei, Bratkartoffeln und Zwiebelringen verstecken, sind kalt, da man sie zum Schluss unterhebt. Sie werden «untergehoben», hat Jenny gesagt. Fachausdruck unter Köchen. Dann wird das Ganze auf eine Scheibe Schwarzbrot geschaufelt, die vorher mit gesalzener Butter bestrichen und gehacktem Schnittlauch belegt wurde. Das Besondere

am Kutterfrühstück ist eben auch, dass der Schnittlauch nicht auf den Speck, die Krabben, die Bratkartoffeln und Zwiebelringe gestreut wird, sondern darunter liegt wie ein grünes Bett. Das gibt dem ersten Biss diese besondere Note, diese überraschende und unerwartete Bitterkeit. Das Herzhafte, das wie Menthol wirkt im Gaumen, sich ausbreitet und den Kopf freimacht, bevor die anderen Geschmackskomponenten diesen Überraschungseffekt wieder auslöschen. Und Jenny schaut ihm beim Frühstücken zu.

Leander Taubmann kann sich ein Leben ohne Kutterfrühstück nicht mehr vorstellen. Auch in den zwei Wochen, die er auf seinen Drehsessel, mit verstellbarer Kopflehne und gepolsterten Armlehnen, verzichten musste, als das Leben kaum noch lebenswert war, ist er jeden Morgen aus der Haustür getreten, hat die blaue Wollmütze in die Stirn geschoben, den Reißverschluss der Windjacke hochgezogen und sich gegen den steifen Nordwest angestemmt.

Der Wind hat den ganzen Juni über nicht nachgelassen. Ungewöhnlich. Den Rosenbüschen zaust er die Blütenblätter ab. Wirbelt den Müll aus dem Straßengraben hoch. Bringt manchmal den Geruch von Schafdung, von nasser Schafwolle.

Die Schafe grasen auf dem Deich, den Leander von seinem Wohnzimmer aus sehen kann. Auch jetzt sind sie da. Zwei drei Schafe kann er erkennen. Von einem Schaf nur das Hinterteil, von dem anderen den Kopf.

Sie sind auf der Rückseite des Deiches. Dahinter liegt die Elbe. An dieser Stelle ist sie schon sehr breit. Gegenüber der Leuchtturm weist ja darauf hin, dass bald die Nordsee beginnt, dass Schiffe sich hier schon mal verfahren können.

«Moin, Moin», sagt Jenny jeden Morgen, wenn er die Tür zum Gastraum aufstößt. Sie lacht. Sie pustet sich diese Strähne aus dem Gesicht, die sich immer aus dem Kämmchen löst. Jenny hat schulterlange Haare, weiche kastanienbraune Wellen, die Haare sind in der Mitte gescheitelt und werden über den Schläfen, über den Ohren besser gesagt, mit zwei braunen Kämmchen zurückgehalten. Auf den Kämmchen glitzert ein Bienchen. Rechts und links. Zwei Bienchen. Kinderkämme. Jenny hat etwas Kindliches, Verspieltes, auch wenn sie bei ihrer Arbeit hundertprozentigen Einsatz zeigt.

Jenny ist vor einem halben Jahr ins Dorf gekommen. Der Typ, mit dem sie unterwegs war, seit langem schon, hat sie einfach hier aus dem Wagen geworfen und ist weitergefahren. Zwei Kilometer später hat er ihren Koffer, ihre CD-Sammlung, ihre Inlineskates und den Rucksack aus dem Wagen geworfen. Jenny hat alles eingesammelt, sie war dem Auto schreiend und fluchend hinterhergelaufen. Ein Auto ohne Katalysator, das gestunken hat wie eine alte Fabrik und einen Krach gemacht hat wie ein Zweitakter. Sie war kilometerweit hinterhergelaufen, bis sie ihren Koffer im Graben entdeckt hat, aufgeplatzt. Und die CDs, aus den Hüllen gerutscht. Sie hat sich an den Straßenrand gesetzt und geheult, bis der Kutterwirt aus der Stadt zurückkam und neben ihr angehalten hat. «Sieht aus, als wenn Sie Hilfe brauchten.»

Seitdem arbeitet sie im Kutter als Kellnerin.

Hat er eben noch gedacht, dass das Leben, solange er seinen Sessel nicht hatte, nicht lebenswert war? Das muss er korrigieren. Es gibt außer dem Sessel schließlich noch Jenny.

Er geht um den Sessel herum und lässt sich hineinfallen. Ah. Dieses weiche Polster. Dieses leichte Vibrieren, dieses Nachgeben an den richtigen Stellen, dieser Gegendruck im Kreuz, genau da, wo er sein muss. Diese zarte Kühle, die er im Nacken spürt, diese robuste Weichheit unter den Fingerkuppen, wenn er über den Stoff streichelt. Irische Wolle, hat der Polsterer gesagt, «für Sie kommt in diesem Fall nur irische, leichte Wolle infrage».

«Leicht, aber robust», hat Leander Taubmann gesagt. «Vergessen Sie nicht, was ich sage.»

«Leichte Wolle, robust und widerstandsfähig», hat der Polsterer wiederholt, sich mehrmals verbeugt. «Sie werden zufrieden sein, Herr Taubmann. Meine Kunden sind immer zufrieden. Viel zu sehr zufrieden». Er hat gelacht. «Sie lassen ihr Sofa einmal neu beziehen, und dann sind sie so zufrieden, dass sie zwanzig Jahre lang keinen Gedanken daran verschwenden, das Polster erneuern zu lassen.»

«Ich will mein Sofa nicht beziehen lassen», hat Leander Taubmann gesagt, «nur meinen Sessel. Diesen Sessel hier, der mit den Rollen, Ein lebenswichtiges Möbel. Für mich.»

«Ich habe auch nicht Sie gemeint, sondern die Kunden im Allgemeinen.»

Leander ist kein Kunde im Allgemeinen. Er ist ein besonderer Kunde, wie er überhaupt ein besonderer Mensch ist. Das hat seine Mutter schon gespürt, als er drei Jahre alt war. Das hat sie immer erklärt, vor allen Leuten, dass ihr Einziger, ihr Kleiner, etwas Besonderes ist. Schon allein, dass er so fürchterlich geweint hat, als sie den Laufstall entfernen wollte, spricht doch für sich. Er war drei Jahre und mochte immer noch nicht zu Fuß gehen. Er war nicht daran interessiert, das Wohnzimmer mit den Füßen, den Händen zu erkunden. Er hatte es ja gesehen, er musste nicht alles anfassen, was er sah. So ein Kind war er nicht. Er warf nie etwas auf den Boden, weil er sich nie nach etwas reckte oder streckte. Ein genügsames, zufriedenes Kind. Immer brav. Ja, er war Mamas Liebling, und es machte ihn stolz, auch später noch, als er erwachsen war, dass seine Mutter sich um ihn nie hat sorgen müssen.

Er lehnt sich zurück, schaut auf den dicken Hintern des Schafes und denkt an Jenny. Es ist wahr, das Leben war immer lebenswert, auch in der Zeit, als er auf den Sessel verzichten musste.

Denn es gibt Jenny.

Jenny ist Ende zwanzig. Sie war schon einmal verheiratet, aber auch der Kerl hat sie sitzen lassen. Ist mit ihrer besten Freundin durchgebrannt, ihre Busenfreundin sagt sie immer.

Leander muss dann jedes Mal lächeln. Er fragt sich, wie das Wort Busenfreundschaft entstanden ist. Haben die beiden am gleichen Busen gehangen? Aus den gleichen Titten Milch gesaugt? Das ja wohl nicht. Freundinnen finden sich doch erst in der Schule. Zeigen sie sich gegenseitig ihren Busen? Vergleichen sie ihre Brüste, wenn sie zu knospen beginnen? So wie Buben ihre Schwänze vergleichen und diesen lächerlichen Wettkampf entfachen, wer beim Pinkeln den höchsten Bogen schafft?

Er hat sich an so etwas nie beteiligt. Seine Mutter hat seinen Schwanz immer Wubzel genannt. Wubzel. Die anderen sagen Pimmel.

Auch ein Grund mehr, warum die Schule ihm nie entgegengekommen ist.

Jennys Busenfreundin ist mit Jennys Mann durchgebrannt. Er hieß Mark. So viel weiß er schon. Und war Vermessungsbeamter.

Leander sieht ihn vor sich. Mit diesem Stab, den man an Straßenbiegungen in den Boden rammt, diesem Messgerät, mit dem man Bodenwellen und Dellen erkennen und so später ausmerzen kann.

«Alles nivellieren», hat Leander gesagt, als Jenny ihm erzählte, dass ihr Ehemann Vermessungsbeamter gewesen sei, «das gefällt dem Staat am besten.»

«Wieso dem Staat?» Jenny hat gerade seinen Teller abgeräumt. Das benutzte Besteck auf den Rest des Rühreis gelegt, die zerknüllte Papierserviette, die sich sofort mit dem Bratfett voll saugt, obenauf.

«War Mark denn nicht beim Staat angestellt?», hat Leander gefragt.

Jenny hat den Teller weggetragen zum Tresen, den Lappen geholt und ist zurückgekommen, hat die Krümel in ihre Hand gewischt, eine hohle Hand, die sie an die untere Kante der Tischplatte hält, damit dort alles hineinfallen kann wie in einen Abfallkorb.

«Ich finde es Scheiße », hat sie gesagt, «dass Sie ihn Mark nennen.»

«Wieso? Heißt er nicht so?»

«Er heißt so. Aber Sie kennen ihn doch gar nicht. Ich finde es Scheiße, dass man über Leute redet, die man nicht kennt, als wären die alte Freunde.»

«Okay. Verstehe.»

«Nein», hat Jenny gesagt, «Sie verstehen nicht.»

Leander hasst solche Unterhaltungen. Er versteht nicht, was mit den Frauen los ist, viele Frauen sind wie Jenny. Wenn man zu ihnen spricht, nett sein will, helfen will, Verständnis zeigen, winken sie auf einmal ab und stellen einen wie einen Idioten hin. Was hat er denn gesagt? Er hat doch nur gesagt, dass der Staat alles nivellieren will.

Aber sie hasst es, wenn er ihren Ex Mark nennt. Sie findet es Scheiße. Okay. Er würde ihn ja anders nennen. Er würde sagen «Herr Müller», wenn er wüsste, dass Mark mit Nachnamen Müller heißt. Aber er weiß es nicht. Er kennt ja nicht einmal den Nachnamen, den Jenny jetzt führt. Vielleicht hat sie ihren Mädchennamen wieder angenommen. Das tun viele Frauen heute, wenn sie von ihrem Gatten enttäuscht sind.

Im Kutter sagen alle nur Jenny.

Was ist also dabei, wenn er ihren Ex Mark nennt?

Er wollte sich auf solche Diskussionen nicht einlassen. Er hat wortlos die Lokalzeitung vom Tresen genommen und sich darin vertieft. Er liest gern, was in der Gegend passiert, um seinen Kopf von der eigentlichen Beschäftigung etwas abzulenken.

Was seinen Kopf beschäftigt, ist etwas ganz anderes. Etwas Großes. Epochal Gigantisches. Doch davon weiß hier keiner etwas. Darüber redet Leander nicht. Vielleicht, weil er arrogant ist, vielleicht aus Aberglauben. Er hat das unbewusste Gefühl, dass sein epochales Werk nicht entstehen kann, wenn er zu früh und zu viel darüber spricht. Das muss erst wachsen in ihm. Ein Universum, ausgedacht von einem einzigen Gehirn. Ein neuer Planet, der nur aus einem Gedankenkonstrukt besteht. Er ist der Architekt. Er hat

die Konstruktion gemacht. Er hat sie im Kopf. Sie ist fast fertig, irgendwann muss er sich nur hinsetzen und alles aufschreiben. Und die Welt wird ihm huldigen wie Galilei.

Nun gut. Man hat Galilei nicht gehuldigt. Nicht gleich. Aber später eben doch. Ihm genügt auch der Nachruhm. Er ist nicht daran interessiert, dass irgendwelche unbedarften Reporter an seiner Haustür klingeln und dass man ihn mit einem Blitzlicht blendet, wenn er die Tür öffnet, und irgendwo ein Halbaffe ihm eine blöde Frage stellt zu seinem Mammutwerk. Man sieht ja, wie es den Nobelpreisträgern geht: Noch bevor das Komitee in Oslo die Preise überreicht, haben die Reporter schon Position bezogen. Lauern hinter der Gartenhecke, zapfen das Telefon an, schleichen sich durch den Hintereingang ins Haus, stehen plötzlich neben dem rot gepolsterten Sessel und brüllen: «Herzlichen Glückwunsch!»

Und man selbst, eben im dämmrigen kreativen Halbschlaf, den müden Blick auf die Hintern der Schafe gerichtet, die inzwischen ihren Winterpelz haben, richtet sich auf. «He? Wer sind Sie? Was ist los? Wie kommen Sie in mein Haus?»

Man erblickt einen jämmerlichen Kerl im billigen Anzug, dem Zeitgeist entsprechend mit gestreiftem Hemd, aber ohne Krawatte, die Augen leuchtend vom Feuer der Gier, des schnellen Karrieredenkens, und fühlt sich abgestoßen.

«Sie haben den Nobelpreis gewonnen!», brüllt der Fremde. Und plötzlich taucht hinter dem Rücken des Reporters ein Fotograf auf, hebt die Kamera und blitzt ihm ins verblüffte Gesicht. Das ist der Trick: den Menschen zu überrumpeln in der Sekunde der Überraschung. Wenn er sich nicht im Zaum hat. Wenn er seine Mimik nicht beherrscht. Sondern nur verwundert ist. Nein, nicht verwundert. Ärgerlich. Gehetzt. In der Ruhe gestört ist. Nobelpreis? Am liebsten posthum.

Er braucht zum Nachdenken Ruhe und immer den gleichen Blickwinkel. Haargenau muss sein Auge das Gleiche erblicken wie am Vortag, wie am Vorvortag, letzten Monat, letztes Jahr. Schnee mag kommen und sich auf die Gräser oben auf dem Deich legen, der Nordost mag pfeifen und die Holunderzweige biegen, das mag sein. Aber der Blickwinkel muss links eingegrenzt sein vom Reetdach der alten Scheune, in der bald die Oldtimer parken, und rechts vom Holunderbusch. Gegenüber, genau in der Mittelachse, der Leuchtturm. Rotweiß gestreift, so wie er Leuchttürme am liebsten hat.

Das erste Bilderbuch, das seine Mutter ihm geschenkt hat, war ein Bilderbuch über einen Leuchtturmwärter. Dieser Mann hat in einem Turm gewohnt, der rotweiß gestrichen war. Dieser Mann hat den Turm nie verlassen, jedenfalls nicht den Hügel, auf dem der Turm gebaut war. Denn der Hügel war eine eigene kleine Insel, eine Hallig.

«Wenn er einkaufen will», hat seine Mutter gesagt, «muss er schwimmen.» Und auf das blaue Meer gezeigt, das die Hallig umgab, jedenfalls bei Flut.

«Und wenn er nicht schwimmen kann?», hat der kleine Leander gefragt.

«Alle Leuchtturmwärter können schwimmen.»

«Ja, aber, wenn er nicht schwimmen will? Wenn er dazu keine Lust hat?», hat der kleine Leander gefragt. «Was ist dann? Muss er dann verhungern?»

Seine Mutter hat einen Augenblick nachgedacht. Vor ihnen dieses Bild mit dem rotweiß gestreiften Leuchtturm, der Wiese, auf der die Schafe grasten, viele Schafe, die wie dicke weiße Wollknäuel im Gras standen, und in der Ferne, am Horizont, hinter dem blauen

Meer, dem Festland.

Seine Mutter wusste nicht weiter. Leander hat der Geschichte mit dieser Frage eine andere Wendung gegeben.

«Niemand verhungert aus Trägheit», hat seine Mutter gesagt.

«Und wieso nicht?»

«Ich weiß nicht, Kleiner, aber das ist in der Natur so eingerichtet. Wenn man Hunger hat, dann versucht man, etwas zu essen zu bekommen.»

«Und wenn man oben auf einem Berg wohnt und plötzlich Hunger hat?»

«Dann steigt man vom Berg herunter.»

«Und wenn man nicht heruntersteigen kann?»

«Das kann man, Kleiner», hat seine Mutter gesagt, «das kann man, weil man Hunger hat. Der Hunger verleiht Kraft. Und Energie. Dann kann man auf einmal alles.»

«Ja, aber wenn man nicht will!»

Und auf einmal hat seine Mutter angefangen, vom Krieg zu reden. Und was die Menschen miteinander gemacht haben, nur um ein paar Kartoffeln zu ergattern, ein Stück Speck, eine Tomate, ein Huhn, eine Schaufel Mehl. Das war unglaublich. Vollkommen unglaublich. Dass Menschen zu so etwas fähig sind.

Leander hat seiner Mutter übel genommen, dass sie ihm so etwas erzählt hat, er bekam davon Alpträume.

Er wollte nicht so sein wie diese Menschen, die sich gegenseitig umbringen für ein Stück Brot, für eine Schachtel Zigaretten. Er gönnte den anderen alles. Er wollte nichts. Nur seine Ruhe. Schon als Kind.

«Ich kann nicht für so etwas kämpfen, Mami», hat er gesagt. Und seine Mutter hat ihn in den Armen gewiegt und gekost. «Das musst du auch nicht, mein Kleiner.»

«Und wie soll ich dann leben, wenn ich Hunger habe?»

«Ich überlege mir etwas, mein Kleiner.»

Wenn er an seine Mutter denkt, steigen ihm die Tränen auf. Ganz tief aus seinem Innern, dort wo seine Mutter ihren Platz hat. Irgendwo in der Mitte seines Leibes hat sie ihren Platz. Er hat ihr diesen Platz geschaffen, vielleicht ist auch dies ein Grund für das kolossale Ausmaß seines Bauches, dass er immer genug Raum für seine Mutter haben muss. Seine Mama ist in ihm. Sie und die Sicherheitspolizei, die immer darauf achtet, dass er sich nicht zu schnell und nicht zu viel bewegt.

Manchmal kann er spüren, wie die Seele seiner Mutter sich in ihm regt. Dann lächelt er, presst die Hände gegen den Leib und denkt: So müssen schwangere Frauen sich fühlen, wenn das Baby anfängt, sich zu regen. Ein Werden im Werden. Ein Sein im Sein. Deshalb haben Frauen diesen Blick, diese nach innen gekehrte Gelassenheit während der Schwangerschaft.

Solches Bei-sich-Sein hat er an Männern nie beobachtet. Manchmal betrachtet er sich prüfend im Spiegel. Ist er einzigartig? Ja, mein Kleiner, sagt seine Mutter dann. Laut und deutlich, als stehe sie neben ihm, du bist einzigartig. Seine Mutter hat ihm dieses kleine Vermögen vererbt. Ist diese Trägheit, die ihn beherrscht, von Gott so gewollt? Geplant?

Damit er die Ruhe findet für das Wesentliche? Die Ruhe, den anderen die Welt zu erklären? Hat seine Mutter das alles schon gewusst, als er noch im Laufstall saß? Und

später, als sie ihn aus den Umarmungen der Mädchen riss – wusste sie da schon, dass er für größere Aufgaben vorgesehen war?

Im Testament stand, dass sie ihm alles vermacht hat. Insgesamt eineinhalb Millionen Mark. «Damit mein Kleiner nie von seiner Hallig zum Festland schwimmen muss, wenn er Hunger hat», hat sie geschrieben. Das Häuschen hat eine halbe Million gekostet; angelegt zu 5 Prozent, wäre das eine Jahresrendite von 50 000. «Viel zu wenig», hat sein Anwalt gesagt. «Wir legen das Geld in Aktien an. Nur sichere Werte.» Der Anwalt ist der Nachlassverwalter, noch von seiner Mutter ausgesucht. Sie hatte in allem ein gutes Händchen.

Der Sessel ist bequem. Auch wenn man einen halben Tag darin verbracht hat, ohne sich zu rühren. Man schwitzt nicht. Man klebt nicht an dem Stoff. Man spürt keinen Druck an falschen Stellen. Die Beine ruhen weich auf dem Sesselpolster, die Rundungen sind gut gefüttert, kein Nerv wird eingequetscht, auch nicht nach stundenlangem Sitzen.

Natürlich kann auch dieser Sessel seinen Kreislauf nicht stimulieren, die Blutzirkulation in Gang halten. Er muss sich bewegen. Denk an deine Venen, hat die Mutter ihm immer gesagt. Sie hat ein Leben lang unter Venenentzündungen leiden müssen.

Es hilft alles nichts.

Auch wenn dieser Sessel mit der beruhigenden rostroten Farbe noch so bequem und einladend ist: Er darf nicht in dem Sessel festwachsen. Auch wenn er ihn zu grenzenloser Trägheit ermuntert, geradezu auffordert.

Ein guter Sessel.

Die Schafe haben sich hinter den Deich zurückgezogen, im Westen leuchtet eine rote Sonne zwischen zwei Wolkenstreifen. Ein Streifen ist hell, fast weiß, der andere dunkelgrau. Der dunkelgraue Streifen versinkt in einem dunkelgrauen Meer, die Sonne flutet darüber hin. Er schließt die Augen.

Ja, das sind die schönsten Tage, so lang, dass sie ewig sein könnten. Schade, Mami, murmelt er, dass du das nicht erlebst.

Bis halb elf abends könnte er jetzt hier sitzen und lesen. Er muss rüber zum Kutter und Jenny erzählen, dass der Sessel gekommen ist. Vier Tage Verspätung.

Er hat Jenny versprochen, dass er sie einladen wird, wenn der Sessel vom Polsterer zurück ist.

Jenny will schon lange einmal kommen und sich sein Haus ansehen. Ein Haus, das über den Deich schaut. Sie sagt, es gefällt ihr, schon von außen, dieses Haus. Sie sei neugierig, wie es drinnen aussieht. Bestimmt ganz irre, hat sie gesagt.

«Wieso denn ganz irre? Wie kommen Sie darauf, dass es bestimmt irre aussieht?»

Jenny hat ihn angeschaut. «Weil Sie ein bisschen irre sind. Für mich ist das völlig okay. Ich mag keine Normalos.»

Sie hat einen ganz winzigen Schönheitsfehler: den Silberblick. Die Pupille rennt in der Iris hin und her. So scheint es ihm. Er weiß nie ganz genau, wohin er schauen soll, wenn er in ihre Augen schaut. Aber er weiß, dass er gerne hinschaut, gerne diesen Punkt sieht, durch den er in ihr Innerstes eindringen kann. Auch wenn dieser Punkt immerzu herumgeistert. Vielleicht haben Frauen das so an sich. Vielleicht macht das überhaupt ihren Reiz aus. Er weiß so wenig über Frauen. Das wird er nachholen.

«Für Sie ist das also völlig okay», er hat gelächelt, «dass ich irre bin. Eigentlich müsste ich jetzt beleidigt sein.» Er hat seinen Teller mit dem Rest des Kutterfrühstücks zurückgeschoben und sie angeschaut.

Jenny trägt immer eine weiße Bluse und etwas Blaues, entweder eine Hose oder einen Rock. Manchmal auch einen Hosenrock. Im Sommer Bermudas, hellblau, im Sommer macht sie eine Ausnahme. Da trägt sie auch T-Shirts. Ohne BH. Wenn es heiß ist. Jeden Morgen, wenn Leander die Gardinen von seinem Schlafzimmerfenster zurückschiebt, wünscht er, dass es ein heißer Tag wird. Damit Jenny wieder dieses T-Shirt anzieht mit dem Tigerkopf. Das ist besonders dünn, fast seidig, Kunstseide. Das klebt an ihren Brustwarzen, die hart und steif sind. Er schaut nicht direkt auf ihre Brustwarzen, wenn sie sich über den Tisch beugt, um das Besteck, eingerollt in einer Papierserviette, an ihm vorbei auf den Tisch zu legen. Er riecht ihre Brustwarzen ja, er riecht sie. Sie riechen anders als ihre Haut. Ein bisschen nach Anis, bildet er sich ein. Er weiß nicht, wie er diesen Geruch beschreiben soll, weil er überlagert wird von den anderen Gerüchen. Ihre Achselhöhlen zum Beispiel. Ihr Haarshampoo. Der Lippenstift. Er weiß zum Beispiel, dass ihr Lippenstift nach Erdbeeren schmeckt. Vielleicht würde sie ihn jetzt wieder für irre halten, aber sie hat es ihm selbst gesagt. Vor einer Woche hat sie gefragt, ob das Krabbenfrühstück versalzen sei. «Der Koch ist nämlich verliebt. Probieren Sie mal.»

Sie hat dagestanden in ihrem weißen T-Shirt und ihren Bermudas, die sehr lange, sehr braune Beine sehen ließen, die Arme über dem Busen gekreuzt und gewartet, dass er probiert. Er hat aber nur wortlos seine Gabel hingelegt und gesagt: «Probieren Sie selbst. Ich kann nicht erkennen, ob ein Koch verliebt ist.»

«Sie sollen ja auch nicht erkennen, ob der Koch verliebt ist, sondern nur, ob Ihr Kutterfrühstück versalzen ist.» Er hat stumm die Gabel hingehalten. Schließlich hat sie lachend die Gabel genommen, sie in sein Kutterfrühstück gesteckt, ein bisschen Bratkartoffeln, gemischt mit Rührei, aufgespießt und einen Zwiebelring, der fast von der Gabel gerutscht wäre, wenn sie ihn nicht mit den Fingern geschnappt und zwischen die Lippen gesteckt hätte. Er hat zugeschaut, wie der Zwiebelring langsam zwischen ihren weichen, roten Lippen verschwunden ist. Er hat nichts gesagt. Geschwiegen und zugeschaut, wie sie kaut. Wie ihre Kiefer mahlen. Ihre krausen Lippen noch krauser werden, ihre Wimpern zittern.

Schließlich hat sie gelacht und den Kopf geschüttelt. «Ich kann nichts schmecken. Ich schmecke bloß Erdbeere.»

«Sind heute Erdbeeren im Kutterfrühstück?», hat er gefragt.

«Nein, aber mein Lippenstift hat Erdbeergeschmack.»

Das hat ihn tagelang beschäftigt, auch in der Nacht: dass Frauen sich ihre Lippen bemalen und immerzu, wenn sie mit der Zunge über die Lippen gleiten (das tun Frauen oft) Erdbeeren schmecken.

Ihm würde das nicht gefallen.

Wenn er ein Bier trinkt und durch die Erdbeeren hindurch schließlich auf den herben Hopfengeschmack stößt. Das würde ihn frustrieren. Er cremt seine Lippen, wenn sie spröde sind, mit Vaseline ein. Meistens ist das nicht nötig. Er hat insgesamt eine eher fettige als trockene Haut. Seine Mutter hat sich, wenn sie aus der Badewanne stieg,

immer die Beine eingecremt. Ein Bein auf dem Wannenrand, hat sie ihre Hände kreisförmig über die Knie, die Waden, die Schenkel bewegt, bis das milchige Weiß, das sie erst auf der Haut verteilt hatte, völlig absorbiert war. Danach durfte er ihre Haut anfassen und prüfen, ob sie weich und zart ist. Er hat das sehr ehrfürchtig und vorsichtig getan.

«Na?», hat seine Mutter gefragt, «in Ordnung?»

Und er hat sehr ernst genickt. «Gut», hat er gesagt. Er würde gern Jennys Haut anfassen. Über ihre Schenkel streichen. Daran denkt er oft in der letzten Zeit. Aber gleichzeitig fürchtet er, dass diese Gedanken ihn zu sehr aufregen. Und ablenken von seiner Arbeit.

Denn er ist für etwas Großes vorgesehen.